

Dr. Siegfried Schröder

Die Abschaffung des ewigen Lebens – und die Folgen

- Vortrag beim Rotary-Club Marburg 17. März 2009 -

Vorbemerkung

„Der Glaube kann Berge versetzen.“ Dieses auf ein Jesus-Wort in Mt 17,19 zurückgehende geflügelte Bildwort wird eindrucksvoll durch „Monumente der Ewigkeit“ wie die ägyptischen Pyramiden und die christlichen Kathedralen demonstriert. Es meint u.a. auch: Unser Glaube bestimmt unser Verhalten und unser Handeln – individuell und kollektiv. Glaube sei hier verstanden als die Summe unserer Überzeugungen, Einstellungen zum Leben und Vorstellungen vom Leben. Zu bedenken ist dabei, dass Glaube (bzw. glauben) eine doppelte Bedeutung hat. Zum einen ist damit das „Für-wahr-Halten“ gemeint (ich glaube, nehme an, dass etwas so und so ist; gemeint ist also der Inhalt des Glaubens, das Geglaubte – lat. „fides quae“); zum anderen ist das Vertrauen gemeint, das ich in oder auf jemanden setze (ich glaube an, verlasse mich auf jemanden; gemeint ist also der Akt des Glaubens und sein Adressat – lat. „fides qua“) Um dieses Vertrauen geht es zunächst auch im christlichen „Credo“ („Credo in unum Deum“, ... et in unum dominum Jesum Christum, ... et in Spiritum sanctum“), bevor das Geglaubte artikuliert wird. Das Wort „credere“ bedeutet etymologisch „sein Herz geben“ (aus „cor“ und „dare“), sich anvertrauen. Luther schreibt in seinem kleinen Katechismus: „Woran du dein Herz hängst, das ist dein Gott.“ Interessanterweise kommt ein zentraler begriff der Geldwirtschaft, nämlich „Credit“ von credere. Und noch bemerkenswerter ist, dass in der derzeitigen Finanzkrise kaum ein anderes Wort so sehr strapaziert wird wie „Vertrauen“, während ebenso häufig der Satz zu hören ist: „Wir wissen es nicht.“ („Wann und ob überhaupt die Konjunkturpakete wirksam werden.“ – „Wir wussten auch nicht, dass die Immobilienblase eines Tages platzen würde, hätten es eigentlich aber wissen müssen.“) Anders als wir gern wahrhaben wollen, lassen wir uns also mehr von unserem Glauben als von unserem Wissen leiten und bestimmen. Was immer auch Inhalt unseres Glaubens ist, sei es im Sinne eines Gottglaubens oder im Sinne eines (atheistischen) Weltglaubens, nicht das faktisch Gegebene, das unserem Wissen ja weitgehend entzogen ist, bestimmt unser Handeln, sondern unsere Vorstellung vom Gegebenen. (vgl. Kant: „Das ‚Ding an sich‘ entzieht sich unserer Erkenntnis.“) Neue Erkenntnisse im Sinne von Wissen werden (zunächst) in unsere Vor-Einstellungen integriert, bevor wir diese in einem oft schmerzlichen Prozess ggf. zu revidieren bereit sind. (Vgl. dazu den Artikel „Von der Abschaffung der Zeit durch den ewigen Raum“, FAZ vom 28.02.2009, in dem es heißt: „Wer wissen will, muss immer auch glauben – sogar als Physiker.“ Der Artikel, eine Rezension des Buches „Der Quantenkosmos“ von Claus Kiefer, beginnt mit einem Einstein-Zitat: „Für uns gläubige Physiker hat die Scheidung zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft nur die Bedeutung einer wenn auch hartnäckigen Illusion.“ In dem Artikel heißt es dann: „Auch das Wissen der Physiker ist immer noch Stückwerk“ – ein Satz, der sich hier auf die bisher vergebliche Suche nach der Weltformel bezieht: die allgemeine Relativitätstheorie und die Quantentheorie konnten bisher nicht unter einen (mathematischen) Hut gebracht werden -, ein Satz, der an das Paulus-Wort in 1 Kor 13,9 erinnert: „Stückwerk ist unser Erkennen.“)

Das Gesagte gilt auch für unsere Vorstellung vom Leben – und vom Tod

1. Teil: Annäherung an unsere heutige gesellschaftliche Situation

Die jahrtausende alte Vorstellung vom ewigen Leben, wie sie im christlichen

Glaubensbekenntnis artikuliert wird und in anderer Form fester Bestandteil auch anderer

großer Kulturen wie die der alten Ägypter, der Etrusker, der Tibeter und der Moslems ist, verliert in unserer Gesellschaft zunehmend an Bedeutung, ja sie ist uns schon weitgehend abhanden gekommen. Dass bei entsprechenden Befragungen sich noch eine statistische Mehrheit zum Glauben an ein wie auch immer geartetes Weiterleben nach dem Tod (u.a. in Form der Wiedergeburt) bekennt, kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass der „mainstream“ / der Trend in eine andere Richtung geht. (Im Folgenden ist dieser „mainstream“ gemeint, wenn ich vereinfachend „wir“ sage. Natürlich kann jeder sein „Ich nicht“ dagegen setzen.) Meine These lautet also: Wir haben die christliche Vorstellung vom ewigen Leben weitgehend abgeschafft, und das hat gravierende Folgen.

Wir leben in einer Gesellschaft, die mehr und mehr „säkular“ denkt – und die Zahl der so Denkenden – nicht zuletzt auch bei den Meinungsmachern in den Medien – wächst. Der Begriff „säkular“ (von lat. saeculum = Zeitalter, Jahrhundert) bezeichnet seit der „Säkularisation“ um 1800 die reine Innerweltlichkeit, eine Welt ohne Transzendenz- und Jenseitsvorstellungen. In diesem Denken hat der Glaube an ein „ewiges Leben“ keinen Platz mehr. Im großen christlichen Glaubensbekenntnis lautet der letzte Satz: „Et exspecto resurrectionem mortuorum et vitam venturi saeculi“. (Ich erwarte die Auferstehung der Toten und das Leben des kommenden Zeitalters). Wir halten es heute mit Hanno Buddenbrook in dem bekannten Roman von Thomas Mann. Hanno antwortet seinem Vater „Ich dachte, es kommt nichts mehr“, als er in der Familienchronik einen dicken Strich unter seinem Namen gezogen hat und sein Vater ihn deshalb zur Rede stellt. Während der Christ immer, auch im Angesicht des Todes, noch von der Erwartung des Kommenden lebt bzw. die Hoffnung auf das Kommende hat, denkt der moderne Mensch: „Es kommt nichts mehr.“ Es gibt demnach nur dieses innerweltliche Leben, nur dieses eine konkrete, unmittelbar sinnlich wahrnehmbare Leben, das Leben „vor dem Tod“; nennen wir es das „irdische Leben“ (von Erde abgeleitet), und mit dem Tod ist alles aus. Der Wiener Theologe und Religionssoziologe Prof. Dr. Paul Michael Zulehner charakterisiert diesen Bewusstseinswandel mit der mokanten Bemerkung: „Früher lebten die Menschen sechzig Jahre und eine ganze Ewigkeit. Heute leben sie nur noch neunzig Jahre.“ Der Theologe Dr. Gotthard Fuchs beschreibt die sich daraus ergebende Konsequenz: „Wo der Glaube an das ewige Leben verloren ging, mussten die Menschen hektisch und panisch werden: die Angst, ins Nichts zu fallen, tauchte auf. Das Leben hier und jetzt wurde zur letzten Gelegenheit.“ („Mit Gott kannst du nichts versäumen. Vom Umgang mit der Zeit“, Hünfelden 2008)

Diesem irdischen Leben wird deshalb nun der höchste Wert beigemessen; ihm wird alles abverlangt, und man muss alles herausholen, was es hergibt; deshalb ist es gang und gäbe, den Tod (jedenfalls den eigenen) aus dem Denken zu verdrängen und zu versuchen, ihm mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln möglichst lange zu entgehen, also möglichst lange zu leben. Gerhard Szczesny, der Gründer der Humanistischen Union, schrieb vor Jahren in einem Artikel „Wir wissen nicht, dass wir sterben müssen.“ Gemeint war natürlich: Wir wollen es nicht wissen bzw. nicht wahrhaben. (Vielleicht bekommen wir aber bald, was wir gerne hätten: Eine spanische Biologin glaubt inzwischen jenes Gen gefunden zu haben, das für den Alterungsprozess zuständig ist und demnächst „abgeschaltet“ werden kann.) Diese Einstellung zum Leben und zum Tod hat inzwischen quasi religiöse, nämlich kultische, Formen angenommen und bildet den Nährboden für ausgefallene Lebensformen und Handlungsweisen, die unsere Gesellschaft nachhaltig prägen, ohne dass wir uns darüber Gedanken machen, dass wir das Leben damit hoffnungslos überfordern; ich meine damit den Jugendkult und den Körperkult.

2. Teil: Folgeerscheinungen

1 Jugendkult

Dieser mitunter wahnhaft annehmende Kult zeigt sich in zweifacher Hinsicht: im Verlangen nach „ewiger Jugend“ und in der Dominanz der jungen Generation.

1.1 Wir wollen jung bleiben bis ins hohe Alter, am besten bis zum Tod, wenn er schon nicht vermeidbar ist. Nicht genug damit; es soll obendrein ein möglichst schmerzfreies, glückliches, von Gesundheit und Schönheit geprägtes Leben sein, das man bis zum letzten Atemzug genießen und auskosten kann. Man kann auch sagen: Wir möchten möglichst alt werden, ohne alt zu werden: alt werden, aber jung bleiben Diese Überforderung des Lebens strapaziert einerseits unser Gesundheitswesen immer mehr (vor allem die Kassen, in die wir aber nicht mehr einzahlen wollen als bisher – eher weniger), andererseits bekommen sie die Mediziner unmittelbar zu spüren, die sich mit hochgespannten Erwartungen konfrontiert sehen und von denen wahre Wunder erwartet werden. „Anti-Aging“-Programme lassen sich gut verkaufen. Die Altersforscherin Prof. Dr. Adelheid Kuhlmeier antwortet demgegenüber auf die Frage, was sie von der Anti-Aging-Medizin halte, lapidar: „nichts“ und plädiert für ein „Pro-Aging-Programm“, d.h. das Alter anzunehmen und auch seine ureigenen Möglichkeiten zu erkennen und wahrzunehmen.

1.2 Der Jugendkult zeigt sich aber auch in anderer Hinsicht: Wir Alten halten es mit den Jungen. Wir wetteifern mit den Jungen um das Jungsein und übernehmen ihre Lebensgewohnheiten. Früher galt das Sprichwort „Wie die Alten sungen, so zwitschern auch die Jungen.“ Es hat heute seinen Sinn verloren. Heute zwitschern die Alten wie die Jungen. Denn die Jungen haben das Sagen. Die Weisheit des Alters ist nicht mehr gefragt. Ob es um Mode und Musik, Unterhaltung und Freizeitgestaltung geht: Die Jugend gibt den Ton an: Die Alten kleiden sich wie die Jungen und setzen sich widerspruchslos dem Gedröhn der Musikmaschinen aus, mit denen öffentliche Räume oder bei Rockbandkonzerten ganze Stadtteile beschallt werden. (Slogan in einer Plakatwerbung für ein Rockkonzert: „Wenn es dir zu laut ist, bist du zu alt.“)

Zu beobachten ist auch eine verbreitete Weigerung, erwachsen zu werden (vgl. die Nesthocker im „Hotel Mama“). Denn Erwachsensein heißt, sich den Härten und Ungereimtheiten des Lebens und seiner Endlichkeit zu stellen, heißt aber auch, Verantwortung zu übernehmen und verzichten zu können zugunsten anderer. Das aber ist vielen (nicht nur jungen!) Menschen zu anstrengend und unbequem.

2 Körperkult

Er hat vor allem zwei Formen angenommen: Den Körper als Kultgegenstand zu behandeln und die Sexualität auf ihre körperliche Dimension zu reduzieren..

2.1 Der Körper wird gestylt, gepierct und tätowiert, er wird modelliert gemäß unserem Schönheitsideal. Besonders der weibliche Körper - natürlich mit den Idealmaßen – wird geradezu zum Götzen gemacht oder zum Gebrausgegenstand gemacht (in der Werbung und der Sex-Industrie). Die körperliche Erscheinung und das körperliche Wohlbefinden gehen über alles. In ihrem neuen Roman „Corpus Delicti“ stellt die Schriftstellerin (und Juristin) Juli Zeh eine Gesellschaft vor, die unsere sein könnte, in der sich statt um das Seelenheil alles um das physische Wohlergehen dreht: „Der Körper ist uns Tempel und Altar, Götze und Opfer, heilig gesprochen und versklavt.“ Models setzen die Maßstäbe, und jede(r) möchte die Schönste, der Schönste sein. Davon profitieren die Kosmetik- und die Wellnessindustrie und die Schönheitschirurgie. Neu ist das nicht, aber es wird heute bis zum Exzess betrieben.

2.2 Der Sexus wird zu einem Mittel der körperlichen Lustempfindung degradiert und vom Eros (und von der Fortpflanzung sowieso!) abgekoppelt; er verselbständigt sich zu einem rein körperlichen Befriedigungsvorgang (wie essen, trinken und ausscheiden). Der Orgasmus wird zur Glückserfahrung schlechthin hochstilisiert; die Beherrschung bzw. Kultivierung des Triebes wird als antiquiert angesehen. Auch davon profitiert ein Wirtschaftszweig: die Pornoindustrie. Immer mehr (vor allem junge) Menschen werden dazu verführt, „Sex“ wie eine Droge zu konsumieren und Sexualität nicht mehr als Ausdruck gegenseitiger Liebe und

als Grundlage für die Weitergabe des Lebens anzusehen. Eine sexuelle Verwahrlosung immer breiterer Bevölkerungsschichten greift um sich – nachzulesen etwa in dem Artikel „Sex im Quadrat“ von Astrid Friesen in der Ausgabe 11/2008 der Zeitschrift „MUT“ und dem Buch „Deutschlands sexuelle Tragödie – Warum Kinder nicht mehr lernen, was Liebe ist“ von Bernd Siggelkow und Wolfhang Büscher.

Das Erschütternde an diesem Bericht über Deutschlands sexuelle Tragödie ist, dass die darin vorgestellten (jungen) Menschen nicht mehr an die Liebe glauben, auch wenn sie sich im tiefsten Inneren (unausgesprochen) danach sehnen. Überraschend ist das nicht, wenn man den Zynismus einer orientierungslos gewordenen Erwachsenenwelt betrachtet, in der hemmungslos Geschäfte mit jungen Menschen unter Ausnutzung der menschlichen Triebhaftigkeit gemacht werden, einer Gesellschaft die den „äußeren Verhältnissen verfallen ist“, was Theodor Adorno einmal als die schlimmste Krankheit unserer Zeit bezeichnet hat. Vergötzen wir unseren Körper, weil wir unsere Seelen verloren haben oder in Gefahr sind, sie zu verlieren?

3. Teil: Das „ewiger Leben“ aus christlicher Sicht heute

Wie aber geht die heutige christliche Theologie mit dem ewigen Leben um? Welche Orientierungshilfe für das Leben kann sie uns geben?

Bischof Dr. Franz Kamphaus schreibt dazu:

„Wir sprechen vom ‚Leben nach dem Tod‘, wohl wissend, dass es ein zeitliches Nachher nicht gibt. Was wiederum nicht heißt, es gäbe kein ewiges Leben. Nur folgt es dem irdischen Leben nicht nach. Die Toten kehren weder in das irdische Leben zurück, noch setzen sie es nach dem Tod auf mysteriöse Weise fort. Das irdische Leben endet mit dem Tod.“ (FAZ vom 11.11.2004)

Der Christ bzw. ein Mensch, der sich Jesus Christus verpflichtet weiß und ihm nachfolgen möchte, relativiert den Wert dieses konkreten irdischen Lebens, indem er dem Tod ins Antlitz schaut und in dem Bewusstsein lebt, dass er sterben muss. In liturgischer Ausdrücklichkeit wird der katholische Christ am Aschermittwoch jeden Jahres an seine eigene Vergänglichkeit erinnert. Beim Auflegen des Aschenkreuzes hört er die Mahnung: „Gedenke, dass du Staub bist und zum Staube zurückkehrst.“ Diese Einstellung hat unsere christliche Kultur 2000 Jahre maßgeblich geprägt. Dafür möchte ich ein beeindruckendes Beispiel zitieren. In einem Brief an seinen kranken Vater schreibt der 31-jährige Wolfgang Amadeus Mozart: „Da der Tod, genau zu nehmen, der wahre Endzweck unseres Lebens ist, so habe ich mich seit ein paar Jahren mit diesem wahren, besten Freunde des Menschen so bekannt gemacht, dass sein Bild nicht allein nichts Schreckendes mehr für mich hat, sondern sehr viel Beruhigendes und Tröstendes, und ich danke meinem Gott, dass er mir das Glück gegönnt hat, mir die Gelegenheit zu verschaffen, ihn als den Schlüssel zu unserer wahren Glückseligkeit kennen zu lernen. – Ich lege mich nie zu Bette ohne zu bedenken, dass ich vielleicht, so jung als ich bin, den andern Tag nicht mehr sein werde – und es wird doch kein Mensch von allen, die mich kennen, sagen können, dass ich im Umgange mürrisch oder traurig wäre. Und für diese Glückseligkeit danke ich alle Tage meinem Schöpfer und wünsche sie vom Herzen jeden meiner Mitmenschen.“

Die „norma normans“ der christlichen Kultur, die Bibel, eröffnet uns diese tiefere Perspektive auf das Leben: Jesus vergleicht es mit einem Weizenkorn: „Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, bleibt es allein; wenn es aber stirbt, bringt es reiche Frucht. Wer an seinem Leben hängt, verliert es; wer aber sein Leben in dieser Welt gering achtet, der wird es bewahren (bis) ins ewige Leben.“ (Joh 12,24) Ein anderes Jesus-Wort lautet ähnlich: „Wer

sein Leben retten will, wird es verlieren; wer aber das Leben um meinetwillen und um des Evangeliums verliert, der wird es gewinnen.“ (Mk 8,35 und Lk 9,24) Das Leben als solches wird demnach von Jesus nicht als höchster Wert angesehen, sondern in Beziehung gesetzt zur Zielsetzung seines eigenen Lebens, nämlich zur Hingabe des Lebens für die Menschen: „Ich bin gekommen, dass sie das Leben haben, und es in Fülle haben.“ (Joh. 10,10) Dieses „Leben in Fülle“ aber meint göttliches Leben, auch „ewiges Leben“ genannt, und das bedeutet Teilhabe an der Gottesherrschaft, der Macht des (göttlichen) Geistes und das heißt an der göttlichen Liebe. Sehr treffend wird diese Zielsetzung in einem dem hl. Franz von Assisi zugeschriebenen, aber wohl erst 1913 in Frankreich entstandenen Gebet formuliert: „Herr, lass mich trachten, nicht dass ich geliebt werde, sondern dass ich liebe. Denn wer sich hingibt, der empfängt; wer sich selbst vergisst, der findet; wer verzeiht, dem wird verziehen; und wer stirbt, der erwacht zum ewigen Leben.“ Gemeint ist also kein zweites Leben, sondern dieses eine Leben in seinen tieferen Dimensionen, nicht die Länge, sondern die Tiefe macht das „ewige Leben“ aus.

Was ist damit nun näherhin gemeint?

1. „Ewig“ ist zunächst eine Bezeichnung für Gott und meint damit jene absolute Macht, die unabhängig von Raum und Zeit die Bedingung dafür ist, dass überhaupt etwas in Raum und Zeit existiert: den Schöpfer; den „Ewigen“, wie er nach jüdischer Tradition auch genannt und in dem von Beethoven vertonten Gedicht von Gellert gerühmt wird: „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre.“ Da wir aber nicht raum- und zeitlos denken können, verwenden wir auch die Zeitmetapher „unendlich“, wenn wir „ewig“ meinen; „ewig“ ist aber kein Zeitbegriff im Sinne des Zeit- bzw. Zahlenstrahls, sondern ein Seinsbegriff, ein anderes Wort für das unaussprechliche absolute Sein, das wir stammelnd Gott (oder Allah, El oder Jahwe) nennen

2. „Ewiges Leben“ heißt dann für uns: Unser Leben hat dann einen „unendlichen“ oder höchsten Wert, wenn das in ihm angelegte unzerstörbare Potential durch den Glauben an Gott (d.h. die Teilhabe am göttlichen Leben) zum Leben erweckt wird, aufersteht – und zwar schon hier und jetzt (!), wenn es auch noch nicht vollendet und noch unvollkommen ist. Dazu noch einmal Franz Kamphaus: „Ewiges Leben‘ meint ein Leben in der vollkommenen Gemeinschaft mit Gott. Leben und Tod sind, theologisch gesprochen, Situationen unterschiedlicher Gottesbeziehung. Sofern der Mensch sich in seinem Leben auf Gott einlässt, beginnt für ihn das ewige Leben. Und umgekehrt: Sofern ein Mensch sich in seinem Leben Gottes Liebe gegenüber verschließt, hat der Tod Macht über ihn. Deswegen spricht Paulus vom Tod als dem ‚Sold der Sünde‘. Er denkt dabei an eine vom Menschen selbst bedingte Beziehungsunfähigkeit, die ihn vom Ursprung des Lebens abschneidet. Das ist die Hölle.“ (a.a.O.)

3. Der Schlüssel zu diesem „ewigen“, unzerstörbaren Leben ist also die Liebe, wie der 1. Johannesbrief in besonders ausdrücklicher Weise bezeugt: „Wir wissen, dass wir aus dem Tod in das Leben hinübergegangen sind, weil wir die Brüder (und Schwestern) lieben. Wer nicht liebt, bleibt im Tod ... Denn die Liebe ist aus Gott, und jeder, der liebt, stammt von Gott und erkennt Gott... Niemand hat Gott je geschaut; wenn wir einander lieben, bleibt Gott in uns, und seine Liebe ist in uns vollendet. Daran erkennen wir, dass wir in ihm bleiben und er in uns bleibt: Er hat uns seinen Geist gegeben.“ (1 Joh 3,14; 4,7.12-13)

In und mit diesem Geist können Menschen getrost und vertrauend ihr Leben in die Hand des Schöpfers zurückgeben, und das umso mehr, je mehr sie Spuren der Liebe hinterlassen und ihren Beitrag zum „Reich Gottes“, zum Reich der Liebe, des Friedens und der Gerechtigkeit erbracht haben, wenn man so will: ihren bescheidenen Beitrag zur – weltlich gesprochen – „kulturellen Evolution“.

Dieses Vertrauen wird in folgenden drei Worten aus der Bibel besonders eindrucksvoll zum Ausdruck gebracht:

1. „Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben, von nun an; ja, spricht der Geist, sie sollen ausruhen von ihren Mühen, denn ihre Werke begleiten sie (folgen ihnen nach – wie Luther übersetzt).“ (Apk 14,13)

2. „Ich bin davon überzeugt, dass die Leiden der gegenwärtigen Zeit nichts bedeuten im Vergleich zur der Herrlichkeit, die an uns offenbar werden soll. ... Denn wir sind gerettet, doch in der Hoffnung. Hoffnung aber, die man schon erfüllt sieht, ist keine Hoffnung. Hoffen wir aber auf das, was wir nicht sehen, dann harren wir aus in Geduld.“ (Röm 8,18.24.25)

3. „Wir verkündigen, was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat, was keinem Menschen in den Sinn gekommen ist: das Große, das Gott denen bereitet hat, die ihn lieben.“ (1 Kor 2,9)